Allerlei Aberglauben aus alter Zeit

Autor(en): **Hürzeler, Albert**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **26 (1918)**

Heft 9

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-546388

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

solchen Vorgehen gerne helfend zur Seite stehen.

Was wir hier im Anschluß an eine erhaltene und in extenso nicht in unsere Zeitschrift passende Einsendung vorbringen, ist eine alte Sache, aber man kann gewisse noch so alte Sachen eben nicht genug wiederholen. Sie werden immer noch nicht genug beherzigt.

Dr. C. J.

Allerlei Aberglauben aus alter Zeit.

Von Albert Hürzeler, Grindelwald.

Wir haben einmal geschrieben, daß der Aberglaube in der Heilwissenschaft früherer Zeiten wie eine Wucherpflanze seine geheimen Wurzeln trieb. (Treibt er heute noch! Vergleiche das Vipernmärchen in Nr. 5 des Roten Kreuzes. Die Red.) Um zu zeigen, daß wir damit nicht zu viel behaupteten, wollen wir heute einige Müsterchen anführen, wie man hauptsächlich viele Leiden durch die Sympathie zu heilen versuchte:

Ueber die Heilung der Kröpfe, die man damals noch nicht für operierbar hielt, lesen wir in Chr. H. Keils chirurgischem Handbüchlein 1751: „Kröpfe, die nicht gar zu alt, lassen sich öfters durch die Sympathie curieren. Man legt nämlich ein Stücklein rohes Pferdefleisch auf den Kropf, läßt es wohl erwarmen, und hängt es sodann gleich in Schloth oder über das Ofenloch, da der Rauch am stärksten wohl daran geht. Andere geben dem Patienten ein Stücklein rohes Rindfleisch in den Mund, daß es wohl erwarme, und bohren ein Loch in eine Weide, worein es der Patient von Mund aus mit der Zunge schiebt, vor das Loch schlägt man einen Spund, und gehet seinen Weg, so bekommt mit der Zeit die Weide einen Kropf, und bei dem Menschen vergehet er".

Eine ganze Blütenlese sympathetischer Heilmittel überliefern uns die alten Medizinbücher. „Woyts Schatzkammer (1767)" berichtet uns von einem Wundholz: „Fraxinus, Arbor cimicum: Eschbaum, Wundholz. Hiervon kommen zum medizinischen Gebrauch die Blätter, die Rinde, der Same und das Holz. Der aus den Blättern frisch gedruckte Saft wird wider den Schlangenbiß recommandiret. Die Rinde treibet Harn und Schweiß aus, ist auch ein trefflich Fiebermittel. Der Same dienet wider die Wassersucht, Stein und Seitenstechen. Das Holz ist ein schön Wundholz, curieret die Wunden sympathetisch, wenn man sie nur damit bestreicht, muß aber am Johannistage, oder zwischen dem 12. August und 16. September, im vollen Licht, mit einem Hieb abgehauen werden, deswegen wird es auch Lignum Sympatheticum genennet".

Hierauf folgt das sympathetische Pulver. Weil aber die Beschreibung hierüber viel zu lang ist, begnügen wir uns mit einem verkürzten Auszug. Es bestund hauptsächlich aus römischem Vitriol, den man zum Trocknen an die Sonne legen mußte, wenn dieselbe im Zeichen des Löwen stund, welches Gestirn dem Pulver dann seinen Einfluß mitteilte. Beim Gebrauch nahm man die mit dem Blute der Wunde benetzte Leinwand und streute das Pulver darauf, worauf alsbald die Wunde austrocknen sollte, selbst dann noch, wenn das blutige Tüchlein viele Meilen vom Kranken entfernt sei, nur dürfe das Blut auf der Leinwand nicht völlig erkaltet sein. Man beachte den Widerspruch von der meilenweiten Entfernung und der Wärme des Blutes! Die Wirkung werde hervorgerufen durch die „vitriolischen Cörpergen, die in der

Luft ausgebreitet werden; sie machen die Sympathie, indem sie sich in die Wunde des Kranken einlegen, und weil die Kraft des Vitriols das Geblüt stillet und austrocknet, so darf man sich nicht wundern, daß die daher kommenden flüchtigen Theilgen gleiche Würckungen schaffen".

Unter die gleiche Rubrik der sympathetischen Heilmittel müssen wir auch die sogenannte „Waffensalbe, Unguentum Armarium", oder, wie sie an anderer Stelle heißt, „Unguentum Sympatheticum", einreihen. Es wurden zwei Prozeduren dabei angewendet. Die erstere mußte Aufschluß darüber geben, ob der Verwundete davonkomme oder nicht. Ueber die erste Prozedur vernehmen wir: „Man läßt das Gewehr (Gewehr in der alten Bedeutung von „Wehre"), mit welchem jemand verwundet worden, bey gelindem Feuer warm werden, so daß man es mit der Hand erleiden kann, schüttet sodann zu Pulver gestoßenen Sandel und Blutstein auf das Gewehr, und sieht, ob es Blut schwitzet, und wenn dies geschieht, so soll der Verwundete sterben, geschieht es aber nicht, so soll er leben bleiben". War man einmal so weit, dann kam erst die eigentliche Waffensalbe (ein Gemisch von Mumienessenz, armenischer Pfeifenerde, Rosenöl und Fett) zur Anwendung. „Mit dieser Salbe" — heißt es weiter — „wird dann das Gewehr geschmieret. Bey dem Beschmieren muß man aber wissen, ob die Wunde gehauen oder gestochen, und wie tief sie eingegangen; ist sie gestochen, muß das Gewehr von der Spitze nach dem Creutze zu, ist sie aber gehauen, muß es von der Schneide nach dem Rücken zu geschmieret werden, weiß man nicht, wie tief es in den Leib gegangen, muß man das Gewehr über und über beschmieren, sonst ist es genug, wenn es so beschmieret wird, wie es eingegangen; doch muß es allezeit in der Wärme und an einem Orte geschehen, da kein Staub ist".

Ueber einen merkwürdigen Brauch, um sich gegen feindliche Kugeln zu sichern, lesen wir auch in Scheuchzers „Naturgeschichte", 1746. Demzufolge trugen unsere alten Schweizersoldaten (wohl hauptsächlich der Berggegenden) Gemskugeln gleich Amuletts mit sich herum, oder aßen morgens nüchtern davon. Welche Bewandtnis es mit diesen Gemskugeln hatte, erzählt uns Meiner in seiner „Alpenreise", 1801; hören wir zu: „Von den unverdaulichen Fasern mancher Pflanzen entstehen in dem Magen der Gemsen bisweilen rundliche Ballen, die äußerlich mit einem lederartigen Häutchen umgeben sind und Gemskugeln genannt werden. Weil diese Kugeln einen guten Geruch und bittern Geschmack haben, so schrieb man ihnen, so wie manchen andern Theilen dieser Thiere, z. B. dem Unschlitt, ehedem große Heilkräfte zu. Jetzt aber weiß man, daß sie diese Kräfte nicht besitzen und braucht sie daher nicht mehr". Auch Scheuchzer schon nannte die Soldaten, die diesem Brauche huldigten, „abergläubische Leuthe"; man kam also hier verhältnismäßig sehr frühe zur Einsicht, daß diese Sitte Unsinn sei.

Samariterdienst.

Ein Samariter glaube doch mit nichten,
Daß erstes Hülfeleisten bei Unfall
Sei gänzliche Erfüllung seiner Pflichten,
Nein, sonst'ges gibt's zu schaffen überall.

Ein kleines Beispiel nur möcht' ich hier wählen,
Das heute stetig mir vor Augen schwebt,
In kurzen Zügen laßt es mich erzählen,
Ich hab' es auf der Straße miterlebt!

Von Körben hochbeladen einen Karren
Zieht ein alt' Mütterchen vom Markte her,
Im grauen Straßenkot die Räder knarren,
Leis seufzt das arme Frauchen: „Ach wie schwer!"

Ein schlanker Jüngling springt dazu ganz plötzlich:
„O liebes Altchen! Laßt mich ziehen doch,
Mir geht's so leicht und's ist mir so ergötzlich,
Ich bin so jung, gesund und kräftig noch."